

Abbruch des Scharnachtalhofes in Thun

Autor(en): **E.F.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 44

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

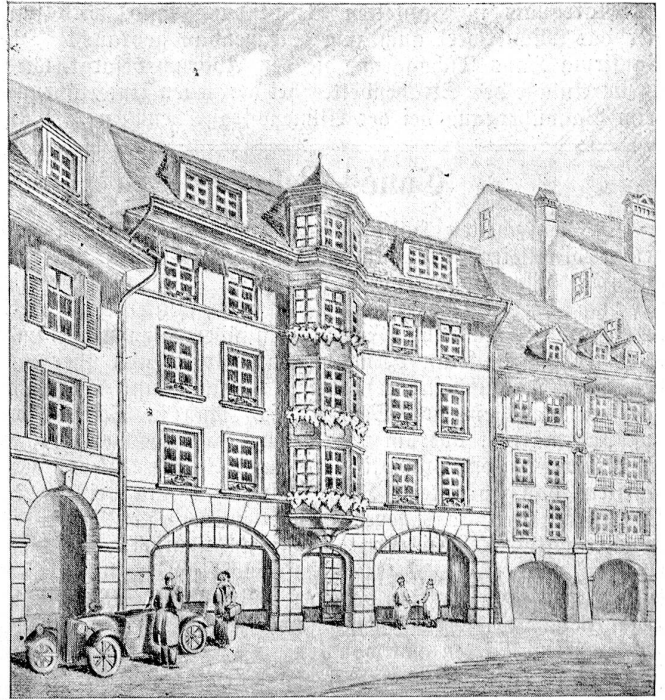
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bertuis. Diese Szene ist uns durch eine Lithographie von Silvestre überliefert.

Der Weltkrieg mit seiner langen Grenzwacht hat der historischen Pforte schlimm mitgespielt. Unsere Abbildung auf Seite 610 zeugt davon. Er hat sie von ihrer Rolle als Grenze und Wachtposten und Verteidigungspunkt gründlich abgesetzt. Die Soldaten bauten eine Umgehungsstraße, die die alte Straße und Pforte links unter sich liegen läßt; dort mag sie fürder liegen als historisches Monument, als Zeuge vergangener Zeiten und Größen, und Gras und Gebüsch mag über sie wachsen. Auf der breiten, schönen neuen Straße aber rattern die Autos an ihr vorbei. Sie, die einst Römerzüge mit dem römischen Adler zur Eroberung der Welt ausziehen sah, muß sich mit ihrem Ruhm vom Staub der schnelllebenden Neuzeit bedecken lassen. H. B.

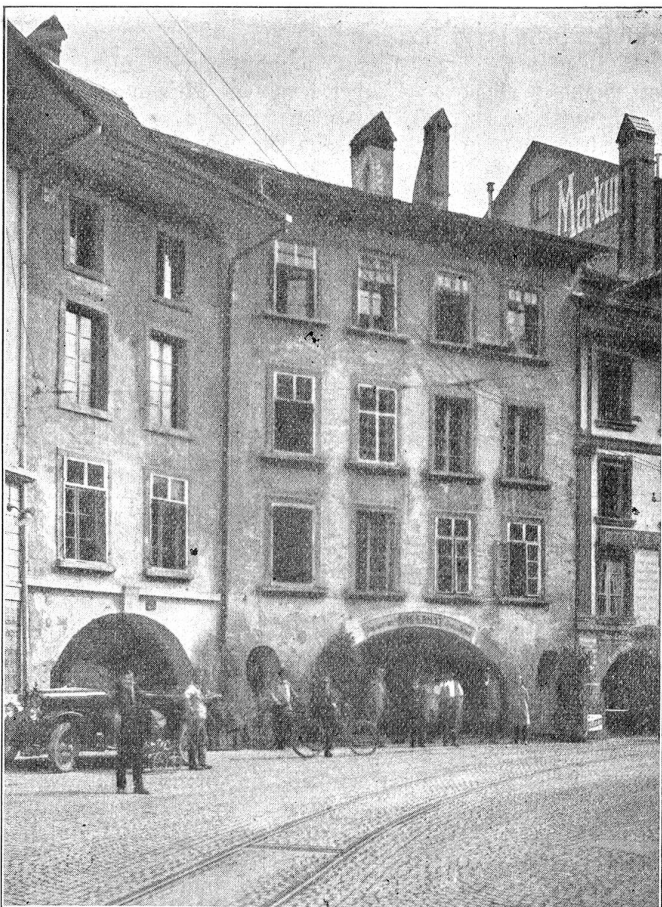
Abbruch des Scharnachtalhofes in Thun.

Die alte Freienhofgasse in Thun soll ein verändertes Gesicht bekommen: Am 1. September ist mit dem Abbruch des geschichtlichen Scharnachtalhauses, dem sogenannten Leisthaus, begonnen worden, an dessen Stelle innerhalb Jahresfrist ein modern eingerichtetes Geschäfts- und Wohnhaus gebaut werden wird, in seiner Fassade allerdings dem heutigen Bild der Freienhofgasse angepaßt. Im V. Band „Das Bürgerhaus in der Schweiz“ ist diesem Haus eine einläufige Abhandlung gewidmet. Es datiert in seiner Innenanlage noch größtenteils aus dem 15. Jahrhundert und ist eines der seltenen Beispiele eines großangelegten städtischen Edelfitzes aus dieser Zeit. Mit ihm verschwindet auch einer der letzten Wachtürme Thuns, der von der Maresstraße gegen die Scherzligschleusen hin immer mit Interesse betrachtet wurde. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war dieses Haus und Hof im Roggarten mit dem



Der Scharnachtalhof in Thun. — Der projektierte Neubau.

Zinken und den Fischenzen dahinter der Sitz des zu Thun verbürgerten und angefessenen Zweiges der Walliser Familie von Raron. Um die Mitte des Jahrhunderts gelangte das Haus mit den übrigen Raronschen Gütern an den bernischen Schultheißen Heinzmann von Scharnachtal, der es kurz darauf 1455 seinem Sohn Conrad abtrat. Dieser, Mitherr zu Oberhofen und Schwanden, Ritter, in seiner Jugend am savonischen Hofe und durch seine Reisen in ganz Europa und Palästina bekannt, nahm später in diesem Hause ständigen Aufenthalt und ließ es mit großem Aufwand einrichten. Mehrere gotische Gefäße sind im 19. Jahrhundert daraus entfernt worden. Das schönste, ein eichenes Gefäß in maurischem Stil wurde um 1840 ins Schloß Oberhofen verkauft. Von den Erben des Ritters Conrad von Scharnachtal wurde das Haus verkauft. 1489 erscheint als Besitzer ein Andreas Zeender, nach der Reformation gehörte es Georg May von Bern, und später seinen Erben, die es verkauften, wonach der Scharnachtalhof mehrfach den Besitzer wechselte und an Bürger von Thun kam. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts gehörte er der reichen Familie Rennen, die die damalige Herrschaft Thierachern besaß. Um 1650 kaufte ihn der Säckelmeister und Venner Jakob Rubin, und zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Familie Deci Besitzerin des Hauses, die zeitweise eine Bandfabrik darin betrieb und dem Gebäude seine bisherige Fassade nach der Gasse hin gab. 1911 wurde der nunmehr meist mit dem gebräuchlichen Namen „Leist“ genannte Scharnachtalhof aus der Hand von Roland Engemann vom heutigen Besitzer R. D. Ernst erworben, der nun auch den Neubau errichten läßt, der von Architekt Hans Gerber in Thun nach eigenen Plänen durchgeführt wird. Altertumswerte sollen erhalten bleiben; ein Ofen aus grünen Reliefkacheln mit der Jahreszahl 1600 ist vom historischen Museum in Thun erworben worden und ein anderer Ofen mit handgemalten Kacheln und dem Namenszeichen „Johannes Engimann 1761“ (die Familie Engemann war langezeit Besitzerin des Hotels Freienhof und des Leistes) soll auch erhalten bleiben. Es sei noch erwähnt, daß das Gebäude seit einem Menschenalter von zahlreichen ärmern Familien bewohnt wurde. Während einst beim Abbruch der alten Kaserne im Bälliz der Schutt zur Anlage



Der Scharnachtalhof in Thun. — Vor dem Abbruch.

des Marequais in Hoffstetten Verwendung fand, wird nun hier das Mauerwerk auch zum Straßenbau gebraucht. Die Baufirma Hans Tschaggern, die den Abbruch besorgt, wird es zur Anlage des Straßenbettes bei der neuen Unterführung beim Bahnübergang bei der Allmendstraße benützen. E. F. B.

Coués Lehre.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bekam die kleine Universitätsstadt Nancy einen Weltruf durch die Psychologen, die dort wirkten. Wissenschaftler wie Bernheim, Liébault, Charcot, setzten die Welt in Erstaunen durch ihre Forschungen über Hypnose und Suggestion. Man vernahm, daß der Mensch über unheimliche (weil unbekannte) Kräfte verfügte, und mit mehr oder weniger geheimen Schauern sah man in Schaubuden auf Jahrmärkten oder in überfüllten Vortragsabenden den Experimenten von Hypnotisuren zu, welche die Leute verblüfften, von „okulten“ Kräften sprachen und beinahe in Verwirrung brachten, was jene Forscher mit vieler Mühe erarbeitet hatten. Man vernahm die unheimlichsten Geschichten von Verbrechen, die in der Hypnose vollbracht worden waren und fürchtete sich vor der unheimlichen Macht, die gewissen düsteren Menschen mit schwarzen, glänzenden Augen und dunklen Bärten innewohnten.

Andere erwarteten von der Hypnose das Heil der Welt. Alle Krankheiten sollte der Hypnotiseur wegsuggestieren können, wunderbar!

Dann entdeckte man, daß sich der Hypnotisierte, wenn man ihn nach dem Wachen dringend fragte, was er in der Hypnose getan habe, seiner Taten genau erinnerte. Man fand Leute, die nicht hypnotisierbar waren und solche, die gewissen Befehlen in der Hypnose nicht gehorchten. Die Hypnose hatte also keine unbedingte Macht über die Menschen, es gab auch für sie Grenzen, Grenzen, die im Hypnotisierten selber, und nicht im Willen des Hypnotiseurs lagen.

Der Hypnotisierte tut in der Hypnose oder Posthypnose (d. h., wenn ihm ein Befehl gegeben wird, den er nach Erwachen zu erfüllen hat) nur das, was er selber zu tun gewillt ist — was seinem inneren Menschen, seinem Gewissen nicht widerspricht. Die Hypnose durch einen fremden Menschen, den Hypnotiseur, wirkt nur dann, wenn der Hypnotisierte die Befehle des Hypnotiseurs zu „Selbst-Befehlen“ macht, so, als ob er sich die Suggestionen selber gegeben hätte. Anders gesagt, die Fremd-Suggestion muß zur Auto-Suggestion werden, wenn sie wirken soll.

Diese Erkenntnis wirkte wie eine Beruhigung. Die Folge war, daß der Hypnose das Schauerliche, Gruselige, Unheimliche, Mystische genommen war, und daß das Interesse dafür zum großen Teil sanft einschlief. Man interessierte sich darum etwa noch, wie um Hagenbed oder Barum & Benlen. Verängstigte Familienväter schickten ihre mißratenen Söhnchen oder Töchterchen hypnotisierenden Ärzten zu, um ihre Sprößlinge von ihren Untugenden befreien zu lassen. Die Maßnahme war der letzte Notnagel. Oft gelang die Prozedur, aber oft eben auch nicht. Manchmal trat Besserung so lange ein, als der Eindruck, den der Arzt auf das verdorbene oder verzogene Menschenkind gemacht hatte, nachwirkte — dann gab es Rückfälle und neue Verzweiflung.

Plötzlich taucht Nancy aus der Vergessenheit wieder auf. Die Größen, die dort einst leuchteten, sind zwar längst verstorben, es ist aber eine neue aufgegangen, Coué.

Plötzlich war er da, plötzlich wie ein Komet. Und wie ein Komet hat er einen langen Schwanz von Verehrern, die ihm aus aller Welt zuströmen. Und es werden ihrer immer mehr.

Coué ist Arzt. Durch seine Praxis kam er dazu, das Wissen der alten Nancyer Meister zu studieren, zu sichten

und wieder zu verwerten. Er zeigt seinen Patienten, daß die Kraft, die seine Befehle (Suggestionen) ausführt, nicht von ihm aus kommt, daß sie vielmehr in den guten Leuten selber liegt. Er predigt das Evangelium der Autosuggestion. Diese kennt er wie kein anderer. Er hat das Unbewußte selbständig entdeckt, darin gehen die Wunder vor sich, die man früher als das Ueberströmen einer magnetischen Kraft vom Hypnotiseur auf den Hypnotisierten betrachtete. Dennoch: wenn er in das Zimmer tritt, wo seine Patienten zu dreißig Stück versammelt stehen, so schlafen gleich ihrer zwanzig ein, ohne daß er nur ein Wort an sie richtet: so suggestiv wirkt der kleine, runde Mann. Vor Erwartung verfallen sie sofort in hypnotischen Schlaf. Ihnen und den Wachen gibt er nun seine Suggestionen, indem er ihnen durch Experimente beweist oder durch seinen Vortrag klarlegt, über was für heilende Kräfte ihre Seele verfügt, und die sie nur anzuwenden brauchen, um wieder gesund, bezw. symptomfrei zu werden.

Jeder muß sich seine Suggestionen selber geben. Morgens, wenn sie erwacht sind und noch so recht wohl im Bette liegen, und abends, wenn sie sich niedergelegt und alle ihre Muskeln entspannt haben, dann sagen sie sich — jedoch ohne gespannte Aufmerksamkeit, willenslos, mechanisch die Lippen bewegend, zwanzig- bis dreißigmal vor: „Es geht mir mit jedem Tage in jeder Hinsicht besser und besser!“ Auf einer Schnur reißt man 20 bis 30 Knöpfe, diese zieht man durch den Mund oder läßt sie durch die Finger gleiten wie einen Rosenkranz, um sicher zu sein, daß man die nötige Zahl seiner Suggestionen herspricht wie Ave Marias oder Vater unser. Man darf sich nicht davon abhalten lassen, daß einem die Manipulation mit der Schnur oder das Hersagen der gleichen Formel vielleicht kindisch und lächerlich vorkomme. Die Hauptsache ist die Wirkung, und Baudouin, der Genfer Schüler Coués behauptet, in 97 von 100 Fällen stelle sich die restlose Wirkung in kürzester Zeit ein.

„Und wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler!“ wird mir mancher einwenden. Aber wenn die Wirkung auch nur 75 Prozent, ja nur 50 Prozent betrüge, so wäre das schon sehr viel, schon so viel, daß sich die Menschheit nicht einfach lächelnd von Coué und seiner Schule abwenden darf!

Coué ist da und wirkt, er hat einen gewaltigen Erfolg, wo er auf seinen Vortragsreisen hinkommt, sind die Säle zum Voraus ausverkauft. Kranke, die ihn nur einmal gesehen haben, gehen geheilt davon wie die Pilger von Lourdes. Die stärkste Macht im Menschen ist eben nicht das Wissen, sondern der Glaube.

Die ungeheure Reklame, die um den Wundermann gemacht wird, ist nicht um materieller Vorteile Willen getrieben: sie verstärkt seine suggestive Kraft, Coué kann sie therapeutisch ausnützen, sie kommt den kranken Mitmenschen zugut, und darum darf man auch sie bejahen.

Für kleinere Uebel wie Kopfschmerz, Husten, Zahnschmerz usw. kennt Coué eine rasche Beseitigungsformel: „Es geht vorüber, ich fühle schon weniger Schmerzen mehr!“ Das sagt man sich vor. Legt man sich dabei auf ein Ruhebett, die Augen geschlossen, den Körper in ungezwungener Haltung, so wirkt das Säklein noch viel schneller.

Das erinnert uns an die Heilmethoden der primitiven Völker. Indianer, Japaner, Malaien und vor allem die Inder kennen die Autohypnose und Autosuggestion. Der Inder setzt sich in Hoderstellung hin, versenkt sich in sich selber und erreicht so die Heilung von seinen Uebeln. Die sogenannten Yogapraktiker sind Virtuosen darin. Buddhas Lehre empfiehlt die Konzentration auf sich selber, das Sich-Versenken und Sich-Abschließen von der Welt. In Indien kannte man den Hypnotismus immer.

Es ist anzunehmen, daß ihn auch die alten Europäer kannten, und es würde sich die Untersuchung lohnen,